

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 2

Artikel: Fünf Leitsätze
Autor: Leox
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-409133>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wenn man sagt, er hätte das nur nach seinem eigenen Belieben getan und ohne Grund, dann kommt man darauf, dass es etwas gibt, was dem Gesetz nicht unterworfen ist, und so hat die Kette der Naturgesetze eine Lücke. Wenn man aber, wie die strenggläubigen Theologen, sagt, Gott hätte bei allen Gesetzen, die er erlassen hat, einen Grund gehabt, gerade diese und keine anderen Gesetze zu geben, — der Grund aber wäre natürlich der, dass die beste der Welten geschaffen werden sollte, — wenn es also einen Grund gibt für die Gesetze, die Gott erlassen hat, dann war Gott selbst dem Gesetz unterworfen und es hat daher gar keinen Vorteil, Gott als Mittelsperson einzuschalten. Dann gibt es tatsächlich ein Gesetz, das ausserhalb der göttlichen Vorschriften liegt und vor ihnen da war, und Gott erfüllt seinen Zweck nicht, weil er nicht der ursprüngliche Gesetzgeber ist. Kurz, dieses Argument vom Naturgesetz hat nichts mehr von seiner früheren Wirksamkeit. Die Argumente, die für die Existenz Gottes gebraucht werden, ändern mit der fortschreitenden Zeit ihren Charakter. Zuerst waren es schwierige, verstandesmässige Argumente, die ganz bestimmte Trugschlüsse enthielten. In neuerer Zeit werden sie verstandesmässig weniger einwandfrei und unterliegen mehr und mehr einer Art moralisierender Unklarheit.

Das Gesetz von der Planmässigkeit.

Der nächste Schritt dieser Untersuchung führt uns zu dem Argument von der Planmässigkeit. Alles in der Welt ist gerade so gemacht, dass wir in ihr leben können, und wäre die Welt auch nur ein ganz kleines bisschen anders, dann könnten wir in ihr nicht leben. Das ist das Argument von der Planmässigkeit. Manchmal nimmt es recht sonderbare Formen an. So argumentiert man z. B., Hasen hätten weisse Schwänze, damit sie leichter geschossen werden könnten. Ich weiss nicht, was die Hasen zu dieser Anwendung sagen würden. Es ist ein Argument, das zur Parodie herausfordert. Voltaire sagte, die Nase wäre offensichtlich dazu bestimmt, Brillen zu tragen. Es erwies sich, dass er mit dieser boshaften Bemerkung das Ziel keineswegs so weit verfehlt hatte, wie man im 18. Jahrhundert annehmen mochte. Denn seit Darwin verstehen wir viel besser, wie die Lebewesen sich ihrer Umgebung angepasst haben. Nicht die Umgebung wurde nach ihren Anforderungen gestaltet, sondern sie selbst entwickelten sich nach den Anforderungen der Umgebung und das ist die Grundlage der An-

passung. Hier ist nirgends etwas von Planmässigkeit zu erkennen.

Das Erstaunlichste an dem Argument von der Planmässigkeit ist die Tatsache, dass die Menschen glauben können, diese Welt mit allem, was auf ihr lebt, mit allen ihren Mängeln, wäre das Beste, was Allmacht und Allwissenheit in Millionen von Jahren zu schaffen imstande waren. Ich kann das wirklich nicht glauben. Wenn ihr mit Allmacht und Allwissenheit ausgestattet wäret und Millionen von Jahren Zeit hättet, eure Welt zu vollenden, glaubt ihr, dass ihr dann nichts Besseres zustandebringen würdet als den Ku-Klux-Klan, oder...?*) Mir imponieren wahrhaftig die Leute nicht mehr, die sagen: «Seht mich an, ich bin ein so prächtiges Produkt, dass Planmässigkeit im Universum gewesen sein muss.» Mir imponiert die Pracht dieser Leute gar nicht. Deshalb glaube ich, dass dieses Argument von der Planmässigkeit ein sehr armseliges Argument ist. *Fortsetzung folgt.*

Fünf Leitsätze.

Zu Weihnachten 1940 erliessen die britischen Kirchenhäupter, wie auch der Stellvertreter Gottes auf Erden, wieder ihre salbungsvollen Botschaften an die vom Kriege geplagte Menschheit. Man lese einmal die «Fünf Leitsätze» der vorgenannten Kirchenhäupter und vermeide es, in ein Hohnlachen auszubrechen. Jeder Freidenker wird mit uns einig gehen, wenn wir sagen, dass es nichts Widrigeres und Verlogeneres gibt, als derartige Verlautbarungen der Kirche. Seit 2000 Jahren versprechen sie, was sie heute wieder versprechen — um es nie zu halten. Was versprechen sie:

1. «Extreme *Ungleichheit* in der Verteilung von *Reichtum* und *Besitz* sollte abgeschafft werden.»

Kommentar: Me sött — me sött! so heisst die schweizerdeutsche Fassung dieser Forderung «sollte». Wer sollte? Wäre sött?? Jene, die mit diesem «me sött» ernst machen wollen oder wollten werden als Kommunisten, als staatsgefährliche Gesellen verschrieen. Jetzt, im Krieg, wo es wieder gilt die

*) Aus Neutralitätsgründen mussten wir zwei weitere Fragen weglassen!

Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfliessend, wenn es keinen Mut mehr hat.

Jean Paul.

Schweizergeschichte auf das Trefflichste gezeigt.* Der Verlag übertreibt nicht, wenn er auf dem Umschlagblatt schreibt «fesselnd, neuartig». Die Darstellung ist so fesselnd, dass man diese Schweizergeschichte liest, wie einen fesselnden Roman — an einem Zuge! Ob, wie der Verleger sagt, die Darstellung durchwegs «zuverlässig» ist, das stehen wir nicht an, zu beurteilen. Das ist Sache der Fachmänner. Wenn wir einige Zweifel hegen, so beziehen sich diese vornehmlich auf den Abschnitt von 1848 bis zur Gegenwart, wo Feuz Gewährsmänner zitiert, die nicht als solche angesprochen werden können, es wäre denn, er wollte die Chamäleonhaftigkeit unserer Zeit illustrieren. Als Ganzes betrachtet vermag aber diese Einseitigkeit, respektiv Entgleisung, dem Werk keinen Abbruch zu tun, denn Tatsache ist und bleibt, dass dies die erste Schweizergeschichte ist, die auch den Mann aus dem Volke fesselt, die ihm Geschichtskennntnisse vermittelt, wie sie ihm die Schule in 8—9 Jahren nicht zu vermitteln vermochte. Dies ist das denkbar beste Zeugnis, das man einem geschichtlichen Werke ausstellen kann. Dem Mann aus dem Volke die Geschichte nahezubringen, das war doch wohl die offensichtliche Absicht des Verfassers, denn für den Fachmann liegen schwulstige und wulstige Wälzer genug vor, so dass er sich die Mühe der Niederschrift und Drucklegung hätte ersparen können. Das Werk ist ein Verdienst, das einige Hundert Schützenfestreden nicht wettzumachen vermögen. Gleich wie man einen guten, einen klassischen Roman in gewissen Zeitabständen immer wieder mit

neuem Gewinn lesen kann, so wird der Leser wiederholt nach seiner Schweizergeschichte greifen und sie immer lieber gewinnen.

Worin besteht nun das Neue in der historischen Darstellung? Warum wird das Buch so ansprechend und lebendig? Warum verliert es allen dozierenden Ton, der uns aus andern Geschichtsbüchern so bekannt ist? Ernst Feuz lässt durch seine ganze Schweizergeschichte die jeweiligen Zeitgenossen sprechen und beschränkt sich persönlich darauf, nur die verbindenden Texte zu schreiben und aus der Vielfalt der Zusammenhänge die Ausschlaggebendsten herauszuziehen. Dass er diese Auslese der Zeitgenossen gut traf, darf ohne weiteres angenommen werden, wenigstens bis zum Jahre 1848, d. h. bis zur Gründung des Bundesstaates. Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit setzt dem Leser zwar einen ordentlichen Dämpfer auf, denn in der Vielfalt der Stimmen tauchen hier welche auf, die der Güte des Werkes immerhin etwelchen Abbruch tun. Wir meinen jene Stellen, da Feuz die «Erinnerungen des simplen Eidgenossen», d. h. die Erinnerungen von Jakob Lorenz zitiert (Seite 321 und 331). Wir wagen gewisse Zweifel zu hegen über einen Zeugen, der sich durch sämtliche parteipolitischen Färbungen durchgemausert hat und vom Krapplackrot zum Rabenschwarz verfärbte. Wenn Feuz nicht Anhänger der Aufgebotgruppe ist, dann ist dieser letzte Zeitgenosse äusserst unglücklich gewählt, was dem übrigen Inhalt merklichen Abbruch tut.

Trotz diesem Hinweis auf diese eine unglückliche Auslese möchten wir wünschen, dass diesem fesselnden Werk eine möglichst weite Verbreitung beschieden sein möchte. Speziell Freidenker werden das Werk nicht ohne Genuss lesen, ist es doch Ernst Feuz trefflich

* Feuz, Ernst: Schweizergeschichte. Mit 16 Tafeln. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1940; 337 Seiten. Preis gebunden Fr. 9.80.

Privilegien der Wohllebenden zu retten, hält man den Geschlagenen und Blutenden wieder den Zucker hin. Me sött! Das «sollte» ist so bezeichnend für die unehrliche Absicht, dass man den ersten Leitsatz als schlanke Verlogenheit tadeln kann. Es bleibt, wenn die Völker auf diese Raben warten wollen, ewig beim «man sollte» oder «me sött». Wer von der Armut und vom Elend lebt, dem kann mit einem derartigen Leitsatz nie ernst sein. Wenn die Ungleichheit in Reichtum und Besitz abgeschafft wären, wer hätte dann jene noch nötig, die ihnen von einem bessern Jenseits quaseln?

2. «Jedes Kind, ohne Rücksicht auf seine Rasse oder Gesellschaftsklasse, sollte gleiche Bildungsmöglichkeiten erhalten, die sich zur Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten eignen.»

Kommentar: Was die Kirche unter den «gleichen Bildungsmöglichkeiten» versteht, darüber sind wir hinreichend im Klaren. Was zur Bildung gehört, das möchte die Kirche auch so gerne bestimmen. Wir verstehen, dass dieser Leitsatz für England mit seinen Kolonien und verschiedenen Rassen nicht unaktuell ist. Was aber, wenn der Krieg einmal zu Ende? Was würden die englischen Bischöfe sagen, etwa der bekannte Hensley, wenn er durch einen «durch die Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten» theologisierenden Hottentoten von seinem Thron vertrieben würde? Das Postulat gilt, wie das Erste, nur bis Kriegsende, und ist ebenfalls verlogen.

3. «Die Familie als soziale Einheit muss geschützt werden.»

Kommentar: Herr bewahre mich vor meinen Freunden — mit meinen Feinden werde ich schon selbst fertig, so müsste jeder Familienvater beten, der als Christ diesen Leitsatz liest. Wer schützt wen? Man gebe der sozialen Einheit, der Familie, resp. dem Familienvater nur Arbeit und was das Wichtigste ist — man betrüge ihn nicht um den Ertrag seiner Arbeit, dann kann die Familie ohne diesen mehr als problematischen Schutz auskommen. Wenn sich das arbeitende Volk auf dieses «Me sött-Postulat» verlassen will, dann wird ihm auch künftig nur die Friedhoferde Schutz gewähren, denn einzig bei den Toten gibt es nichts mehr zu nehmen! Verlogen wie die Leitsätze eins und zwei.

4. «Der täglichen Arbeit des Menschen muss das Gefühl göttlicher Berufung wieder zurückgegeben werden.»

Kommentar: Wenn die Kirchenhäupter angesichts der Tatsachen noch ungestraft derartige Leitsätze zum Besten geben können, so muss man über die geistige Verlotterung der Gläubigen geradezu staunen. Man liest es immer wieder: «Der

gelungen, die treibenden Momente, vor allem auch die weltanschaulichen, aufzuzeigen. Alles in allem ist es ein befreiendes Buch, ein Buch, das nicht nur den Zweifelnden, sondern auch den Verzweifelnden, wieder erstarren lässt, was in unserer heutigen Zeit, in der eine bequeme Utilität, die uns gelegentlich in eine wahre Untergangsströmung zu treiben droht, von grösstem moralischem Nutzen ist. Der einzige Mangel des Werkes — neben dem vorerwähnten — ist, das Fehlen eines Quellennachweises. Wir glauben uns nicht zu irren in der Annahme, dass es unter den Lesern welche gibt, die es nach einer weiteren Vertiefung in diese oder jene Zeitepoche gelüftet, so dass ihnen ein Literaturnachweis eine willkommene Hilfe wäre. Wenn schon durch dieses Werk die Freude an unserer Heimatgeschichte geweckt wird, so ist es doppelt schade, diese Freude wieder ersterben zu lassen, statt ihr den Weg in die Tiefen zu zeigen.

Leox.

Vermischtes.

Ein Pass für das Paradies.

Dem «Paris-Soir» (No. 6315 vom 2. Januar 1941) ging aus Dublin nachstehende ergötzliche Meldung zu, die wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

«Bei umfangreichen Renovationsarbeiten, die gegenwärtig in der alten irischen Abtei von Lifford durchgeführt werden, mussten die Archäologen ein Grab öffnen und verlegen. Wie gross war

täglichen Arbeit muss das Gefühl göttlicher Berufung wieder zurückgegeben werden.» Die «göttliche Berufung» ist ja auf dem Schlachtfeld, wohin der Kapitalismus die Völker mit kirchlicher Aprobation und Sanktion hingetrieben hat. Hat sich die Kirche je für eine wirtschaftliche Umorientierung eingesetzt? Ist sie nicht jedem Fortschritt in die Arme gefallen, weil sie, neben dem Kapitalismus, die einzige Nutzniesserin dieser Wirtschaftsordnung war? Verlogen wie die Leitsätze 1, 2 und 3.

Wenn wir Freidenker eine Gottesvorstellung hätten, wenn wir, wie die Christen, an einen persönlichen Gott glauben würden, wir würden uns über dieser Schindluderei, die mit «Gott» getrieben wird, schämen. Wenn, um mit der Bibel zu sprechen, die Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut, wenn der Gläubige das traurige Spiel von eurem Geben und Nehmen nicht durchschaut, so müsstet ihr doch wissen, dass ihr Eurem Gott nichts vormachen könnt. Da ihr ihm aber dennoch ungestraft etwas vormacht, darum existiert er nicht, denn dieser Frevel könnte unmöglich ungestraft bleiben.

5. «Die Reichtümer der Erde sollten als Gottesgaben für die ganze Menschheit benützt werden, und zwar mit Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der heutigen wie der künftigen Generationen.»

Kommentar: Wieder ein «me sött»-Postulat, das im Vorhergehenden nicht ernst zu nehmen ist. Die Reichtümer der Erde werden, wenn es auf die Kirche ankommt, nie für die ganze Menschheit benützt werden. Hat die Kirche je nur protestiert, als man in Amerika die Baumwolle verbrannte, die die Gläubigen so nötig hätten um ihre Blöße zu decken? Hat die Kirche protestiert, als man in Kanada den Weizen zur Heizung von Lokomotiven verwendete, während in China, die Menschen, ebenfalls Ebenbilder Gottes, den Hungertod erlitten, und in Europa und Amerika Millionen von Arbeitslosen darben? Hat die Kirche je protestiert, als man in Südamerika tausende und abertausende von Säcken Kaffee ins Meer versenkte, während es in Europa und anderswo dem armen Manne an Kaffee und Brot gebrach? Hat die Kirche protestiert, als in Dänemark die Schweine zu Tausenden todesgeschlagen wurden, während Millionen Arbeitslose in der nächsten Nähe Kohldampf schieben mussten? Nein, die Kirche hat nie ernsthaft protestiert. Sie hat ihre Gläubigen nie aufgefordert, diesem frevelhaften Tun Einhalt zu gebieten. Sie hat geschwiegen, weil sie mit dem Kapitalismus auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Sie hat den «Gottessegens» dem Profit geopfert und das besungene Ebenbild Gottes in Not und Elend einem noch grösseren Verderben zugetrieben, dem Krieg! Mit dem Dichter Eichert singen wir von der Kirche — nicht von einer einzelnen, sondern von allen —:

das Staunen derselben, als sie neben den gebleichten Knochen eine Eisenkassette fanden, die ein rot versiegeltes Pergament enthielt.

Dieses Dokument war ein Pass für das Paradies und hatte folgenden Wortlaut:

«Patrik, Prior des Klosters von Lifford, an unseren Herrn und Freund Sankt Peter, Pförtner Gottes.

Wir bestätigen Dir, dass der Diener Gottes, Daniel Rathor, Herr von Croahggorn, heute verstorben ist. Wir bitten Dich, ihn direkt in das Königreich Gottes zu führen. Wir haben ihn freigesprochen von allen seinen Sünden und haben ihm unseren Segen erteilt. Infolgedessen steht seiner Durchreise nichts im Wege. Deshalb haben wir ihm den gegenwärtigen Lossprechungsbrief zugestanden.

In unserem Kloster von Lifford, den 13. Juni 1341.»

Das Dokument wurde dem Museum von Dublin übergeben, wo es ausgestellt wird.

Bibelfeste Randbemerkung.

Ein sehr junger Mann belästigte Friedrich den Grossen mit dem Ansinnen, ihm einen sehr wichtigen und einträglichen Inspektorenposten, der gerade frei geworden war, zu übertragen.

Der König liess mehrere Gesuche unbeantwortet, endlich schrieb er an den Rand eines solchen: «II. Buch Samuelis, Kap. X, Vers 5».

Eifrig schlug unser Jüngling nach und fand dort folgende Stelle: «Bleibet zu Jericho, bis euer Bart gewachsen, so kommet dann wieder!»

K.

(Bund, Nr. 545, 19. Nov. 1940.)

Der Drache Zins ist der Herr der Welt,
 Frisst ehrlicher Arbeit kahl das Feld.
 Er frisst und speichert Schatz auf Schatz
 Millionen, Milliarden auf einen Satz;
 Er frisst und frisst der Armut Brot
 Und mästet sich an fremder Not,
 Tritt Recht und Freiheit in den Kot.

Leox.

Feststellungen.

E. Brauchlin.

Wenn man in einer Samstagnummer des Tagblattes der Stadt Zürich Hunderten von Ankündigungen religiöser Veranstaltungen begegnet, wenn man die bevorzugte Stellung in Betracht zieht, die die Kirchen beim Radio einnehmen, wenn man den religiösen Grundton vernimmt, der seit längerer Zeit die Kundgebungen ziviler und militärischer Behörden und einen Grossteil der politischen und der unterhaltenden Presse merkwürdig demonstrativ auszeichnet, so muss man zu der Auffassung gelangen, dass wir uns in einer Zeit religiöser Hochkonjunktur befinden und die Kirche alle Hände voll zu tun habe, um den religiösen Ansprüchen zu genügen.

Wenn wir aber den Stimmen aus dem kirchlichen Lager Glauben schenken wollen, so sind all diese auffällig sicht- und hörbaren religiösen Aufwendungen an Stimme und Druckerschwärze nicht die Zeugen neuerwachten religiösen Geistes im Volke. Sie sind vielmehr die verzweifelten Anstrengungen, diesen schwindenden Geist zu beleben, soweit das religiöse Getue nicht bloss oberflächliche Phrase oder gar Geschäftskniff ist. Und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß von kirchlicher Seite aus ein Lamento über den religiösen «Nidsigand» erhoben würde, wenn dieser nicht Tatsache wäre und der Kirche Anlass zu erheblichen Kümernissen gäbe.

Nach dem Bericht über die Kirchenvisitation, der an der Kirchensynode der reformierten Landeskirche des Kantons Zürich am 4. Dezember 1940 erstattet wurde, befindet sich die Kirche «gegenwärtig in einer eigentümlichen Situation. Der Feind steht vor den Toren! ertönt der ängstliche Ruf». Selbstverständlich wird nach dem bekannten Rezept des Teufel-andie-Wand-malens als Feind in erster Linie die Gottlosenbewegung genannt (das Wort Freidenker ist nicht mehr rotes Tuch genug!), dann das Neuheidentum, die katholische Aktion und die Wühlarbeit der Sekten.

Bedenklicher als diese äusseren Gefahren sind jedoch mancherlei innere Schäden: «Die Entkirchlichung, die Verarmung an christlicher Erkenntnis und die Gleichgültigkeit dem Worte Gottes gegenüber hat neuerdings zugenommen. Das Bewusstsein, dass die Zugehörigkeit zur Kirche Christi eine Verpflichtung zur Gemeinschaft und zur gegenseitigen Hilfe in sich schliesst, ist seit neuem abhanden gekommen. Die Abendmahlsflucht hat, vor allem in den Städten, ein erschreckendes Ausmass angenommen; der Sinn der Taufe, der Konfirmation und der kirchlichen Trauung sind nur in seltenen Fällen ergriffen. Man gewinnt den Eindruck, dass unser Volk nur noch von früherem Kapital zehrt und schon im Begriffe steht, die letzten Reserven aufzubauchen.

Ein vernichtenderes Urteil über die Kirche als Mittelpunkt und Verbreiterin religiösen Geistes könnte kein übelwollender Kritiker fällen.

Auch der Konfirmandenunterricht versagt, und dieses Versagen führt der kirchliche Berichterstatter zurück erstens auf die Erzwungenheit des Unterrichtes, zweitens auf das Fehlen eines einheitlichen Konfirmandenbuches (!) und drittens auf die für den Unterricht ungünstige Tageszeit. Durch die Begründung eins scheint die Einsicht zu schimmern, dass in Glaubens- und Gewissensangelegenheiten der Zwang nicht das richtige Mittel sei. Selbstverständlich werden aus dieser Ein-

sicht die praktischen Folgerungen nicht gezogen. Vielmehr glaubt der Kirchenrat das Abgleiten des Kirchenvolkes von der Kirche mit Bitten «um den heiligen Geist, der das Gefallene wieder aufrichtet und das Tote wieder lebendig macht», aufhalten zu können; ferner wird er's mit der Aufstellung einer Dienstordnung versuchen, die zu einer Art Nachschlagewerk werden soll, «das angibt, was man zu tun pflichtig und was vorzukehren möglich ist». So gross ist also trotz aller Misserfolge der Glaube der geistlichen Herren an den toten Buchstaben noch!

Dasselbe Eingeständnis über den geistigen Zerfall der protestantischen Kirche machte Prof. Brunner in seinem Vortrag über «Gegenwartsfragen kirchlicher Gestaltung», den er am 23. November 1940 an der reformierten Synode des Kantons Aargau in Reinach hielt. Er betrachtete das Problem Kirche (lt. Zofinger Tagblatt v. 26. Nov. 40) vom Standpunkt des Historikers aus und erklärte die heutige missliche Lage der Kirche aus der gegen früher wesentlich veränderten Stellung des Staates zur Kirche. «Für die innerliche Gestaltung hatte die Kirche früher die Unterstützung des Staates auf ihrer Seite. Jetzt hat der Zwang zum kirchlichen Besuch aufgehört.» Und damit ist die Kirche «zu einer Angelegenheit der Minderheit unseres Volkes» geworden. Prof. Brunner schiebt nun aber nicht, wie seine Kollegen in Zürich, die Schuld an dieser Erscheinung der Gottlosenbewegung in die Schuhe; er kommt zu dem Schlusse, dass die Kirche «heute ihr Volk inmitten des Massenatheismus suchen» müsse. (Im Bericht des Zof. Tagbl. heisst es zwar «Menschenatheismus»; aber an andern Stellen heisst es «Massenatheismus» und sinngemäss muss es auch an der zitierten Stelle so heissen.)

Um wenigstens noch die Minderheit der Kirche zu erhalten, schlägt Prof. Brunner Mittelchen vor, die nicht grosszügiger sind als die der Zürcher Theologen: Bibelstunden, Bibelabende, daneben Anpassung der Kirche an die Zeitverhältnisse. Bemerkenswert ist sein Wort, dass die reformierte Kirche «die Armut ihrer Liturgie zu überwinden» habe und dass zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde ein Wechselgesang eingeführt werden soll. Er tut damit einen deutlichen Schritt der katholischen Kirche entgegen, wohl in der Einsicht, dass man die Leute mit Irdisch-Sinnenfälligem herbeibringt und nicht mit dem «Worte Gottes».

Auf diese theologischen Jeremiaden bin ich zu sprechen gekommen, weil sich für uns Freidenker die Frage erhebt, ob von der Kirchenflucht oder dem angeblichen Massenatheismus ein zahlenmässiges Erstarken der Freidenkerbewegung zu erwarten sei.

Nach meinem Dafürhalten muss mit einem eindeutigen Nein geantwortet werden. Begründung: Die wissenschaftliche Aufklärung und die Betriebsamkeit des modernen Lebens samt der z. T. gewollten, z. T. ungewollten grössern Selbstständigkeit des Menschen schon von Jugend auf haben eine aus mancherlei Imponderabilien zusammengesetzte Atmosphäre geschaffen, die dem Kirchenlaufen, Predigtanhören und mystischem Zeremoniell, auch wenn dieses, wie das Abendmahl der reformierten Kirche, nur als Sinnbild gilt und keinen Wunderglauben verlangt, sehr ungünstig ist. Die Kirche «sagt» einem nichts mehr; ausserdem ist sie unbequem. Und wenn's einem ordentlich geht, denkt man gar nicht daran, dass man glauben und die Gläubigkeit durch Kirchenbesuch bekräftigen sollte, — kurz, man ist kein «praktizierender» Christ mehr, man ist lau, indifferent, teilnahmslos geworden.

Aber es wäre verfehlt, die Leute dieser Art für angehende oder zukünftige Freidenker zu halten. Wer Freidenker werden kann, der «fault» nicht von der Kirche ab, sondern der stellt sich kritisch zu dieser und zur Religion, er denkt über seine Eindrücke und Erfahrungen nach. Ihn drängt es nach Klarheit und Wissen. Er wird sich vor allem in der Naturwissenschaft und in der Geschichte umsehen und die Erkenntnisse zum Aufbau einer wissenschaftlich und auch ethisch irdisch begründeten Welt- und Lebensanschauung verwenden. Das Gründ-